

Gewalt in unserer Gesellschaft: Was können wir tun?*

Walter Herzog

Gewalt ist zu einem öffentlichen Thema geworden. Wir wissen nicht recht warum. Gibt es mehr Gewalt? Oder sind wir empfindlicher geworden? Wie in ähnlichen Fällen von sozialem Wandel, ist schwer auszumachen, was sich genau verändert hat: die gesellschaftliche Wirklichkeit oder das menschliche Bewusstsein. Da die Gesellschaft und der Mensch nicht einfach nebeneinander stehen, da wir es letztlich selber sind, welche die gesellschaftliche Realität schaffen, dürfte wohl beides richtig sein: Die Gesellschaft hat sich verändert, und wir selber haben uns verändert.

Ich möchte in meinem Vortrag zunächst illustrieren, was ich meine, wenn ich sage: die Gesellschaft hat sich verändert, und wir selber haben uns verändert. Im zweiten Teil werde ich danach fragen, was wir unter Gewalt überhaupt verstehen und dabei verschiedene Formen von Gewalt und einige Mechanismen der moralischen Selbstentlastung unterscheiden. Im dritten Teil werde ich einige Überlegungen anstellen, wie wir mit dem Gewaltproblem in unserer Gesellschaft umgehen können.

I.

Zunächst also zur Frage: Was hat sich verändert? In den Medien wird der Eindruck erweckt, als hätte die Gewalt in Schule und Familie drastisch zugenommen. „Kampfplatz Schule“, titelte das deutsche Wochenmagazin „Stern“ seine Ausgabe vom 18. Februar 1993. „Immer öfter kommen 10- bis 16jährige bewaffnet zur Schule“, hiess es vor gut zwei Jahren in der „Sonntags Zeitung“ (23.8.1992, S. 4). Und im „Bund“ war zu lesen: „Die Kinder prügeln nicht mehr aus Lust am Prügeln, sondern sie quälen, gezielt und kaltblütig. Und ohne Unrechtsbewusstsein“ (27.5.1992, S. 25). In der „Basler Zeitung“ konnte man lesen, „dass die Toleranz der Jugendlichen gegenüber Randgruppen, gegenüber [andern] Hautfarben, andern Sprachen, andern Lebenshaltungen etc. rapide im Abnehmen begriffen ist“ (30.1.1993, S. 35).

* Referat im Rahmen der Staatsbürgervorträge Kirchberg (BE) vom 20. Februar 1995.

Skeptisch stimmt die Problemgruppe, die ins Visier genommen wird, nämlich die *Jugendlichen*. Gewalttätig scheinen Jugendliche zu sein, insbesondere männliche Jugendliche. Das Lamento über die Unerhörtheit der Jugend zieht sich beinahe wie eine anthropologische Konstante durch die Geschichte. Dabei erweist sich die Jugend insgesamt gesehen eher als Ferment der gesellschaftlichen Entwicklung denn als Menetekel ihres Niedergangs. Sind wir vielleicht Opfer eines historischen Vorurteils, einer unbewältigten Wahrnehmungsstörung im Verhältnis der Generationen?

(1) Werfen wir einen Blick auf die *Kriminalstatistik*. Die punktuellen Beobachtungen im Umkreis der Schule bestätigen sich in der offiziellen Kriminalstatistik nur bedingt. Grundsätzlich ist längerfristig von einem Rückgang der Gewaltdelikte in unserer Gesellschaft auszugehen. Was die Schweiz anbelangt, so kommt man im Überblick über die letzten rund 100 Jahre zu einem klaren rückläufigen Trend der Tötungsraten, jedenfalls bis etwa Mitte der 60er Jahre dieses Jahrhunderts (vgl. Eisner 1993, Abb. 3.1).

Der Trend bestätigt sich in anderen Ländern Europas. Neuere Arbeiten legen zudem die Annahme nahe, dass der Rückgang der Gewalt als Bestandteil der alltäglichen Interaktion weit über den Beginn der Industrialisierung zurückreicht. Aufgrund von Daten, welche teilweise bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgt werden können, insbesondere für England, zum Teil für Schweden und für einige italienische Städte, lässt sich von einer über 700 Jahre andauernden, in ihrem Ausmass drastischen Verdrängung der physischen Gewalt aus der Alltagswelt ausgehen.

Im historischen Rückblick ergibt sich ein erstes Faktum. Längerfristig betrachtet, leben wir heute – gemessen am Urteil der offiziellen Gewaltstatistik – in einer friedlicheren Gesellschaft als vor 100 und mehr Jahren.

Was die neuere Entwicklung anbelangt, so können die folgenden Daten einen Einblick geben (vgl. Eisner 1993, Abb. 3.2). Bei diesen Daten handelt es sich um Verurteilungen, und zwar im Bereich der Gewaltdelinquenz insgesamt (das heisst eingeschlossen Körperverletzungen, Raubdelikte, Nötigung und Sexualdelikte). Die Kurve ist indexiert auf das Jahr 1971 (100%). Die obere Kurve betrifft die Bundesrepublik Deutschland, die untere die Schweiz. Sie sehen, dass ein Anstieg im wesentlichen den Zeitraum 1975 bis 1980 betrifft. Ab 1980 ist das Niveau in etwa stabil. Wenn man die einzelnen Deliktgruppen betrachtet, dann geht der Anstieg der Gewaltdelinquenz im wesentlichen auf Raubdelikte, Drohung und Nötigung zurück (Eisner 1993, S. 48ff.). Dieser Anstieg ist relativ gut mit dem Drogenproblem er-

klärbar. Die drastisch erhöhte Zahl der Raubdelikte geht weitgehend auf die Beschaffungskriminalität Drogenabhängiger zurück.

Zusammenfassend kann auf der Grundlage der offiziellen Kriminalstatistik als zweites Faktum festgehalten werden: Die Gewalt hat in der Schweiz von Mitte 70er bis Anfang 80er Jahre zugenommen, wobei die Stärke der Zunahme bei den Raubdelikten auf den Einfluss des Drogenproblems schliessen lässt.

Was die jüngste Zeit anbelangt, so gibt es Hinweise auf eine erneute Zunahme der Gewaltkriminalität. Während es anfangs der 80er Jahre zu einer Stabilisierung der polizeilich registrierten Delikte gekommen ist, steigen die Zahlen Ende der 80er Jahre erneut an (Eisner 1993, S. 53). Prognosen über den weiteren Verlauf sind zur Zeit jedoch schwierig. 1993 zumindest – und das sind die letzten Zahlen, über die ich verfüge – war die Kriminalität insgesamt wieder rückläufig, wenn auch die schweren Gewaltdelikte nochmals zugenommen haben („Sonntags Zeitung“ 6.3.1994, S. 3).

So gesehen, scheint sich eher die *Qualität* als die Quantität der Gewalt verändert zu haben. Dies ist ein Moment, das gerade auch im Zusammenhang mit der Gewalt an Schulen häufig diskutiert wird, nämlich die veränderte Qualität der Gewalttätigkeit. Auch dazu eine Darstellung von Manuel Eisner (vgl. Eisner 1993, Abb. 3.4): Während die Zahl der Tötungsdelikte *absolut gesehen* eine nur geringe Zunahme aufweist, hat sich deren *Qualität* in Richtung grössere Brutalität verändert. Vor allem der Einsatz von Hieb- und Stichwaffen ist im Verlauf der letzten rund 10 Jahre deutlich angestiegen.

Eine weitere Beobachtung vermittelt die folgende Abbildung (vgl. Eisner 1993, Abb. 3.5). Seit Mitte der 70er Jahre ist eine stärkere Betroffenheit der städtischen Kantone festzustellen. Im Kanton Zürich beispielsweise ereignen sich doppelt und in der Stadt Zürich fünfmal so viele Gewaltdelikte wie im gesamtschweizerischen Durchschnitt. Auch in Basel, Bern und Genf übersteigen die Gewalttaten das gesamtschweizerische Mittel um 200 bis 300% („Tages Anzeiger“ 20.11.1992, S. 2). Auch hier spielt das Drogenproblem eine wesentliche Rolle, was sich wiederum aus der Beobachtung ergibt, dass die Zunahme der Gewalt bei den Raub- und Entreissdiebstählen am deutlichsten ist. Allein in der Stadt Zürich wird der tägliche Geldbedarf der Drogensüchtigen auf eine halbe Million Franken geschätzt. Es scheint sich hier eine Entsprechung zur Gewalt an Schulen abzuzeichnen. Nach allem, was wir bisher wissen, ist auch die schulische Gewalt eher ein städtisches als ein ländliches Phänomen.

Wenn wir aus diesen Zahlen einen vorsichtigen Schluss ziehen wollen, dann dürfte es der sein, dass unsere Gesellschaft längerfristig gesehen eher gewaltfreier als gewalttätiger geworden ist, dass aber in jüngerer Zeit sowohl ein leichter Anstieg der Gewaltdelikte als auch eine Brutalisierung der Gewalttätigkeit zu beobachten sind. Wobei für die Veränderungen in den 70er Jahren vor allem das Drogenproblem verantwortlich gemacht werden kann, für die jüngste Entwicklung dagegen noch kaum verbindliche Aussagen möglich sind.

(2) Nun handelt es sich bei den berichteten Daten um offizielle Zahlen, das heisst um Delikte, die polizeilich registriert worden sind und eventuell zu einer Verurteilung geführt haben. Nicht berücksichtigt ist die *Dunkelziffer der Gewalt*. Im Bereich der Offizialdelikte ist die Dunkelziffer naheliegenderweise gering. Deshalb geben die Tötungsdelikte einen verlässlichen Einblick in das wahre Ausmass an Gewalt in einer Gesellschaft. Das ist anders bei Delikten, die nur bei Anzeigeerstattung in die Kriminalstatistik eingehen. Darunter können ebenfalls Gewaltdelikte fallen. Gewalt im privaten Raum erhält statistisch nur dann Gewicht, wenn sie angezeigt wird. Die Anzeigebereitschaft ist jedoch bei Bekanntschaft zwischen Opfer und Täter eher gering. In einer Zürcher Studie ergab sich zwischen polizeilich erfasster Gewaltdelinquenz und berichteter Gewalterfahrung von Opfern ein Verhältnis von 1 : 12, also ein relativ hohes Dunkelfeld. Bei Eigentumsdelikten ist die Relation 1 : 2, das heisst Eigentumsdelikte werden öffentlich eher bekannt als Gewaltdelikte. Aufgrund solcher Opferbefragungen kann von den polizeilich erfassten Fällen auf die wahren Fälle hochgerechnet werden. Das ist vor allem bei Gewalt in Familien (Kindsmisshandlung u.a.), sexueller Gewalt (Vergewaltigung, sexueller Missbrauch u.a.) und Gewalt an Schulen notwendig.

Ich möchte hier lediglich auf die Gewalt an Schulen und in Familien kurz eingehen. Was die Schulen anbelangt, so wird von der Gewalttätigkeit von Schülern polizeilich nur wenig registriert. Nach einer Untersuchung in Japan sprechen nur 10% der männlichen und 20% der weiblichen Opfer von schulischer Gewalt mit ihren Lehrern oder Eltern über die erlittene Erfahrung. Die Zahlen scheinen einigermaßen verlässlich zu sein. Nach einer amerikanischen Studie berichten 9 von 10 Schülern und 3 von 4 Lehrern den jeweiligen Fall *nicht* der Polizei (vgl. Schneider 1991). Insofern sind die Zahlen der polizeilichen Kriminalstatistik wenig brauchbar, um Aufschluss über die Gewalt an Schulen zu erhalten. Die Jugendkriminalität scheint in

der Schweiz in den letzten Jahren eher rückläufig zu sein. Das lässt aber keinen Schluss über die Gewalt an Schulen zu.

Noch unübersichtlicher als im Falle der Schule stellt sich die Situation in der Familie dar. Erstens weil die Gewalt in Familien in einem per definitionem privaten Bereich stattfindet. Zweitens weil zwischen Täter und Opfer zumeist eine verwandtschaftliche Beziehung besteht, was die Bereitschaft des Opfers, den Täter anzuzeigen, reduziert. Drittens weil das Opfer, wenn es ein Kind ist, zumeist unter Druck gesetzt wird, was seine Aussagebereitschaft beeinträchtigt. Diese Gründe führen dazu, dass über das Ausmass von Kindsmisshandlung in Familien kaum verlässliche Daten vorliegen. Je nach Definition des Begriffs Kindsmisshandlung und je nach Schätzung der Dunkelziffer kommt man zu ganz anderen Werten.

Ich will mich hier nicht auf eine Diskussion der Dunkelziffer von Kindesmisshandlung oder sexuellem Missbrauch von Kindern einlassen. Stattdessen möchte ich Ihnen ein paar Zahlen zur körperlichen Züchtigung vorlegen. Die Körperstrafe wird in der Forschung im allgemeinen als eine Form von Kindsmisshandlung betrachtet.

In einer Studie der Universität Freiburg (Schweiz) wurden 536 Mütter mit Kindern unter 12 Jahren aus vier deutschsprachigen Kantonen der Schweiz untersucht. 25% der Mütter berichteten, ihr Kind innerhalb der letzten Woche körperlich bestraft zu haben, 26% taten dies innerhalb der letzten vier Wochen und 29% innerhalb des letzten halben Jahres (vgl. Perrez, Ewert & Moggi 1991). Am häufigsten bestraft wurden nach dieser Untersuchung Kinder im Alter zwischen zweieinhalb und fünfeinhalb Jahren. Je jünger die Mütter, desto eher waren sie zu Körperstrafen bereit. Der Anlass für Körperstrafen ist zumeist Ungehorsam, Ungezogenheit, Frechheit des Kindes und Konflikte mit den Geschwistern. Ungehorsam wird bereits bei den weniger als zweieinhalb Jahre alten Kindern als meistgenannter Anlass für körperliche Strafen bezeichnet.

Interessant sind die folgenden Ergebnisse aus der Rekrutenprüfung 1983. 74% der befragten über 1000 Rekruten gaben an, als Kind Schläge auf den Hintern erhalten zu haben, 67% sagten, sie seien an den Haaren gezogen worden, 46% wurden mit einem Stock oder anderen Instrumenten geschlagen, und 72% berichteten, sie seien geohrfeigt worden. Gefragt wurden die Rekruten auch nach der eigenen Bereitschaft, diese Methoden als Erziehungsmittel in Betracht zu ziehen. 55% würden selbst Schläge auf den Hintern erteilen, 44% würden ihre Kinder an der Haaren ziehen, 15% Schläge mit einem Stock oder einem anderen Instrument erteilen, und 48% wären

bereit, Ohrfeigen zu geben (vgl. Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung 1992, Tab. 1)

Dass in der Schweiz Schläge zum Erziehungsalltag gehören, zeigt auch eine Studie der eidgenössischen „Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung“. Danach wurden 45% der unter zweieinhalbjährigen Kinder innerhalb der letzten sieben Tage körperlich bestraft. Bei den Zweieinhalb- bis Vierjährigen waren es 37% und bei den Vier- bis Siebenjährigen 19%, die körperliche Strafen erlitten haben (vgl. Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung 1992, Abb. 1). Die Angaben beruhen auf einer repräsentativen schriftlichen Befragung von rund 2000 Erziehenden in der Schweiz, von denen gut 1350 den Fragebogen zurückgeschickt haben. Als Gründe für körperliche Strafen wurden im wesentlichen genannt: Ungehorsam, Verärgerung und Gereiztheit der Eltern und Gemeinheit des Kindes mit einem Geschwister (vgl. Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung 1992, Abb. 4).

Die „Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung“ befragte auch rund 4800 Medizinal- und ca. 800 Sozialdienste in der ganzen Schweiz. Von diesen Stellen wurden in einem Jahr insgesamt fast 1200 Fälle registriert, in denen Kinder durch Misshandlung verletzt worden sind.

In einer eigenen Untersuchung in der Stadt Zürich an Schweizer Eltern, deren ältestes Kind seit einem Jahr eingeschult war, sind wir auf bedeutend geringere Werte gestossen. Wir haben gefragt, welche Art von Sanktion oder Strafe innerhalb des letzten halben Jahres wie oft vorgekommen ist. Den grössten Wert erhielten wir beim Item „eine Moralpredigt gehalten oder die ‚Leviten‘ gelesen“ (durchschnittlich rund 3mal pro halbes Jahr). Der tiefste Wert war bei „eine Tracht Prügel erteilt“ (praktisch nie). „Einen Klaps oder eine Ohrfeige verpasst“ lag durchschnittlich bei etwa anderthalb Mal (pro halbes Jahr). Alle anderen Handlungen umfassten keine körperlichen Strafen (vgl. Herzog, Böni, Guldemann & Schröder 1994). Es ist anzunehmen, dass diese relativ geringen Werte im Bereich körperlicher Strafen mit dem Alter des Kindes zu tun haben. Wie gesagt, haben wir Eltern achtjähriger Kinder untersucht.

Es ist relativ gut belegt, dass körperliche Misshandlung von Kindern vor allem in den ersten beiden Lebensjahren vorkommt. Die Erklärung dafür liegt bei den oft überforderten Eltern, insbesondere den Müttern. Ich werde in diesem Vortrag nicht auf die Frage von Geschlechterdifferenzen eingehen, obwohl sie für das Thema Gewalt höchst relevant wäre. Denn die Gewalt wird im wesentlichen von Männern ausgeübt. Mit einer Ausnahme: Im Falle der Kindesmisshandlung und auch der Kindestötung sind die Geschlechterdifferenzen gering. Während fast überall die Männer überwiegen,

treten im Falle von Gewalt gegen Kinder – vor allem Kleinkinder – Frauen etwa ebenso häufig als Täter auf wie Männer (vgl. Koch 1993, S. 37; Riehl 1978, S. 21; Wiese 1993). Der Grund liegt in der Überforderung, unter der Mütter oft leiden, alleingelassen mit der Aufgabe, mit einem Kind zurechtzukommen, das vielleicht „schwierig“ ist, aber unter Druck gesetzt durch das gesellschaftliche Ideal perfekter Mütterlichkeit. „Natürlich“ scheint uns die Mutterliebe zu sein, nicht aber deren Gegenteil. So bemühen sich Mütter oft krampfhaft darum, dieses Gefühl, wenn nicht zu empfinden, so doch zu demonstrieren. Wenn sie nicht reüssieren, eskaliert die Situation in Gewalt.

Gesamthaft gilt auch im Bereich der körperlichen Strafen, dass es nicht einfach ist, verlässliche Aussagen über das Ausmass von Gewalt gegen Kinder zu machen. Im historischen Trend gilt allerdings auch hier, dass eher ein Rückgang als eine Zunahme von körperlichen Strafen zu beobachten ist. Die elterlichen Erziehungspraktiken sind „liberaler“ geworden, Werte wie Selbständigkeit und Selbstverwirklichung sind an die Stelle von Gehorsam und Unterordnung getreten, es wird mehr mit Argumenten und weniger mit Schlägen erzogen, der autoritäre Erziehungsstil ist im Verschwinden begriffen. Während noch die Nachkriegsgeneration streng und oft mit Schlägen erzogen worden ist, liegt das heutige Ideal ganz klar in einer repressionsfreien Erziehung (vgl. Fend 1988, S. 108ff.; Herzog, Böni, Guldemann & Schröder 1994).

(3) Ich möchte die Frage nach den Dunkelziffern der Gewalt nicht zu einem wissenschaftlichen Seminar ausseren lassen. Die Frage scheint mir auch nicht von vordringlichem Interesse zu sein. Die öffentliche Diskussion um die Dunkelziffer der Gewalt in unserer Gesellschaft ist jedoch ihrerseits von Interesse. Denn sie zeigt eine *erhöhte Sensibilität* dem Thema Gewalt gegenüber. In einer Gesellschaft, die der Gewalt gegenüber gleichgültig ist, dürfte kaum ein Interesse daran bestehen, *verborgene* Formen von Gewalt aufzudecken. Es braucht schon eine Sensibilisierung für das Problem der Gewalt, wenn nicht nur die manifeste Gewalt, sondern auch diejenige hinter den Kulissen der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit erlangt. In diesem Sinne zeigt die Auseinandersetzung um die Dunkelziffern der Gewalt eine erhöhte Sensibilität unserer Gesellschaft für das Thema Gewalt.

Die rückläufigen Zahlen im Bereich der körperlichen Strafe und die „liberaler“ orientierten Erziehungspraktiken heutiger Eltern verweisen ebenfalls auf eine erhöhte Sensibilität gegenüber dem Thema Gewalt. Gewalt wird nicht mehr ohne weiteres toleriert, weder in der Öffentlichkeit noch im Privaten. Nicht eine Zunahme von Gewalt gegenüber Kindern wäre demnach

der Befund, sondern eine erhöhte Intoleranz gegenüber der Anwendung von Gewalt in unserer Gesellschaft.

Warum aber diese Intoleranz? Ich sehe im wesentlichen zwei Gründe: eine veränderte gesellschaftliche Stellung der Frau und ein verändertes Bild des Kindes. Bedenken wir, was ich bereits ausgeführt habe, dass wir nämlich in längerfristiger Perspektive in einer relativ gewaltfreien *Zeit* leben. Des weiteren leben wir in einem relativ gewaltfreien *Teil der Welt*. Europa, jedenfalls Zentraleuropa, ist in der Nachkriegszeit zusammengewachsen und bildet – gemessen am Massstab kriegerischer Gewalt – einen Raum des Friedens. Das gilt zwischen den Staaten, und es gilt seit längerer Zeit auch innerhalb der Grenzen der einzelnen Staaten. Die Gewalt ist als Mittel der Problemlösung „offiziell“ nicht (mehr) anerkannt. Das Gewaltmonopol liegt in unserer Gesellschaft beim Staat. Legitimiert, Gewalt anzuwenden, sind bei uns im wesentlichen nur die Gerichte, die Polizei und das Militär.

Das ist das eine. Das andere ist, dass in *den* Bereichen, wo eine Art traditionell legitimierter Ungleichheit zwischen den Menschen besteht, die oft mit dem Anspruch auf Gewalt in Verbindung gestanden hat, Veränderungen im Gange sind. Das betrifft das Verhältnis von Mann und Frau und dasjenige von Erwachsenem und Kind. Während noch zu Beginn unseres Jahrhunderts der Mann als „Familienoberhaupt“ bestätigt worden ist, hat das neue Eherecht (1985) ein gleichberechtigtes und partnerschaftliches Verhältnis der Ehegatten zur Grundlage. Ähnliches gilt für das Verhältnis zu den Kindern. Hier spricht das Gesetz zwar immer noch von der „elterlichen Gewalt“ (ZGB 296ff.), in Wirklichkeit ist jedoch auch hier eine Egalisierung des Verhältnisses Eltern-Kind zu beobachten.

Man kann damit von einer doppelten Emanzipation sprechen: einer Emanzipation der Frau gegenüber dem Mann und einer Emanzipation der Kinder gegenüber den Erwachsenen. Emanzipation bedeutet Gleichstellung, das heisst Abbau von Vorherrschaft. Und das heisst, dass Gewalt als Mittel zur Durchsetzung von Vorherrschaft an Legitimität verloren hat. Wir ertragen es gewissermassen nicht mehr, wenn Männer Frauen und Erwachsene Kinder im weitesten Sinne des Wortes „vergewaltigen“. Unsere Bereitschaft, Gewalt als Mittel zur Lösung von Problemen zu akzeptieren, ist geringer geworden. Dementsprechend sensibler reagieren wir auf die Ausübung von Gewalt.

Wenn ich den ersten Teil meiner Ausführungen zusammenfassen darf, dann würde ich sagen, dass auf der einen Seite wohl eine gewisse Zunahme von Gewalt in unserer Gesellschaft beobachtet werden kann, dass auf der anderen Seite aber auch unsere Sensibilität gegenüber der Anwendung von Ge-

walt grösser geworden ist, dass wir m.a.W. weniger bereit sind, Gewalt als Mittel der Problemlösung zu tolerieren. Unsere Gesellschaft ist gegenüber der Anwendung von Gewalt intoleranter geworden.

Intoleranz bedeutet, dass wir emotional erregt werden, wenn entgegen unseren Erwartungen Gewalt ausgeübt wird. Kann die Erregung nicht in Handeln überführt werden, können wir m.a.W. nichts gegen die Gewalt unternehmen, dann entsteht Angst. Die Angst – und dies ist meine vom Üblichen etwas abweichende Ansicht – hat weniger mit einer Zunahme von Gewalt in unserer Gesellschaft zu tun als mit einem Schwinden unserer Bereitschaft, Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung zwischen Menschen zu tolerieren, und mit unserer Hilflosigkeit, wenn Gewalt trotzdem auftritt, angemessen darauf zu reagieren.

II.

(1) Ich komme zum zweiten Teil meines Referats: zu den Formen und Ursachen von Gewalt. Die Diskussion um die Gewalt in unserer Gesellschaft leidet darunter, dass wir kaum bereit sind, in verschiedene *Formen von Gewalt* zu unterscheiden. Wenn ich mit einem Beispiel aus der Tierwelt beginnen darf, dann besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der „Gewalt“ eines Löwen, der eine Antilope reisst, und der Aggression eines Stichlings, der sein Revier verteidigt. Die Aggression im zweiten Fall hat nicht die Tötung des Rivalen zum Ziel, sondern dessen Vertreibung. Die „Gewalt“ im Falle des Löwen hat sehr wohl die Tötung der Antilope zum Ziel, da diese für den Löwen Nahrung ist. Im einen Fall ist die Aggression in den Kontext der Ernährung eingebunden, im anderen Fall in den Kontext der Revierverteidigung. Im einen Fall ist die Aggression gegen ein artfremdes Tier gerichtet, im anderen Fall gegen einen Artgenossen. Es handelt sich um zwei ganz verschiedene Formen von Aggression.

Das Beispiel soll zeigen, dass das blosse *Phänomen* Aggression oder Gewalt noch nicht zu einem *Verständnis* oder zu einer Erklärung von Gewalt führt. Wo Blut fliesst oder wo jemand verletzt wird, da können wir nicht davon ausgehen, dass wir ein einheitliches Phänomen vor uns haben. Um Gewalt zu verstehen, müssen wir etwas über deren *Motive* wissen. Das Motiv für die Tötung der Beute ist im Falle des Löwen nicht eigentlich aggressiver Natur. Das Motiv ist vielmehr Hunger, also ein Motiv im Dienste der Lebenserhaltung. Auch wenn wir uns immer wieder vor Tieren, die andere töten, um sie zu fressen, entsetzen mögen, so handeln diese Tiere nicht aus einem Aggressions- oder gar Tötungsinstinkt. Im Falle der Revierverteidi-

gung des Stichelns mag man demgegenüber von einem aggressiven Motiv sprechen, aber auch dessen Funktion ist nicht die Schädigung oder Tötung des Rivalen, sondern dessen Vertreibung aus dem eigenen Lebensraum.

Wie bei den Tieren kann auch beim Menschen nicht vom Verhalten auf die Motivation geschlossen werden. Es gibt unterschiedliche Motive für Gewalttätigkeit. Und es gibt legitime und illegitime Formen von Gewalt. Die Gewalt, die die Polizei und das Militär ausüben, gilt im allgemeinen als legitim. Zwar gibt es insbesondere im Falle des Militärs eine lange Tradition des Zweifels an der Legitimität des Tötens von Feinden. Trotzdem sanktionieren im allgemeinen selbst die Religionen diese Form von Gewaltausübung. Es gibt weitere Formen von Gewalt, deren Legitimität wir ebenfalls nicht bezweifeln. Ich denke an die Gewalt als Mittel der Selbstverteidigung. Wer in Notwehr einen Menschen tötet, der gilt nicht als Mörder. Wir akzeptieren seine Aggression als gerechtfertigt. Wie Erich Fromm sagt, gibt es „gutartige“ und „böartige“ Formen von Aggression. Die „gutartige“ Aggression ist eine *Reaktion* auf eine Lebensbedrohung oder eine Bedrohung vitaler Interessen eines Lebewesens. Sie steht im Dienste der Abwehr von Angriffen. Es ist eine defensive Form von Aggression, die dem Überleben dient. Die „böartige“ Aggression, die Fromm auch „Destruktivität“ nennt, wird durch sich selbst motiviert. Sie ist offensiv, dient keinem Zweck und ist lustvoll. Grausamkeit, Hass und Sadismus sind Beispiele für „böartige“ Formen von Aggression.

Es sind weder die legitimen noch die „gutartigen“ Formen von Gewalt, die uns Angst machen. Angst macht uns auch nicht die reaktive, sondern die aktive Gewalt: Gewalt aus purer Lust an der Gewalt, Gewalt in Form von Unterwerfung und Erniedrigung, Gewalt gegen Unbeteiligte und Hilflose, Gewalt um etwas zu erreichen, was man anders nicht zu erreichen vermag etc.

Grundsätzlich unterscheide ich folgende Formen von Gewalt (vgl. Abbildung im Anhang). Auf einer ersten Ebene stehen sich Gewalt als Mittel zum Zweck und Gewalt als Selbstzweck gegenüber. Man kann auch sagen: instrumentelle und dispositionelle Gewalt. Im einen Fall geht es um Gewalt, die einen Zweck ausserhalb ihrer selbst verfolgt, während es im anderen Fall um persönlichkeitsbedingte Formen von Gewalt geht, das heisst Gewalt, die im Charakter eines Menschen wurzelt. Auf einer zweiten Ebene unterscheide ich, ob die Gewalt aktiv oder reaktiv bedingt ist. Und schliesslich unterscheide ich auf einer dritten Ebene in legitime und illegitime Formen von Gewalt.

Ein paar Erläuterungen zum Schema:

- Im Falle von Sado-Masochismus sind private Formen gemeint, bei denen „Opfer“ und „Täter“ in die entsprechenden Handlungen gegenseitig und aus freien Stücken einwilligen.
- Das Beispiel der Beschaffungskriminalität haben im ersten Teil des Referats diskutiert. Wie wir festgestellt haben, betrifft die Zunahme der Delikte von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den letzten rund 25 Jahren vor allem den Bereich von Raub und Entreissdiebstahl. Naheliegenderweise haben wir dahinter das Drogenproblem vermutet. Raub und Diebstahl sind nicht Ausdruck einer dispositionell vorhandenen Gewaltbereitschaft, sondern Mittel zum Zweck (der Drogenbeschaffung). Es gibt natürlich auch die krankhafte Aneignung fremden Eigentums: die Kleptomanie. Im Falle des Drogensüchtigen könnte der Zweck aber auch anders erreicht werden, wenn der Süchtige über ausreichend eigene Geldmittel verfügen würde oder wenn der Stoff billiger wäre. Das Motiv des Süchtigen ist nicht Freude oder Lust an der Aggression. Die Gewaltanwendung ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Trotzdem ist die dabei ausgeübte Gewalt illegitim.
- Killer/Scharfschütze/Soldat: Man kann Menschen dazu motivieren zu töten, indem man ihnen Geld gibt. Im Falle eines Killers, den man anheuert, führt dies zu illegitimer Gewalt. Im Falle eines Scharfschützen im Dienste der Polizei ist die ausgeübte Gewalt legitim. Dasselbe gilt für den Fall des Soldaten. Alle Beispiele sind Beispiele für instrumentelle Gewalt. Sie unterscheiden sich von persönlichkeitsbedingter bzw. dispositioneller Gewalt.

Zusammenfassend lautet meine These, dass wir in unserem Bemühen gegen die Gewalt nur dann weiterkommen, wenn wir unterschiedliche Formen von Gewalt unterscheiden, Formen, die durch unterschiedliche Motive oder Begründungen bedingt sind.

(2) Vielleicht haben Sie den Eindruck, die Unterscheidung verschiedener Gewaltformen sei trivial. Das ist sie nicht, wenn Sie sich überlegen, was das Schema zeigen kann. Es ist kein Beobachtungsschema. Wir können das Schema nicht wie eine Folie auf die Gewaltformen legen, wie sie uns alltäglich begegnen. Denn wir sehen einer Gewalttat nicht an, wodurch sie motiviert ist. Ein und dieselbe Gewalttat kann als Selbstzweck oder Mittel zum Zweck, aktiv oder reaktiv erfolgen. Und sie kann legitim oder illegitim sein.

Die Tatsache, dass man einer aggressiven Handlung nicht ansieht, wodurch sie bedingt ist, hat Auswirkungen auf unseren Umgang mit Aggression und Gewalt. Es ist hier der Ort, wo die *Moral* ins Spiel kommt. Ich habe es bis-

her vermieden, Aggression und Gewalt irgendwie mit dem Bösen in Verbindung zu bringen, ausser dass ich von „gutartiger“ und „böserartiger“ Aggression gesprochen habe. Tatsächlich wäre es falsch, Aggressionen schlechthin als böse zu bezeichnen. Nicht jede Form von Aggression oder Gewalt ist böse. Zumindest die instrumentellen, reaktiven und legitimen Formen von Gewalt, sofern sie im Dienste der Selbstverteidigung stehen, können wir nicht als böse bezeichnen. Es sind „gutartige“ Formen von Aggression.

Dadurch entsteht eine Dynamik zwischen gut und böse, die die Bewältigung des Gewaltproblems ausserordentlich erschwert. Wenn es nämlich legitime Formen von Gewalt gibt, dann wird es immer Gewalt geben. Eine gewaltfreie Gesellschaft ist ein Hirngespinnst. Das ist aber nur das eine. Das andere ist: Da wir Menschen danach streben, uns in einem positiven Licht darzustellen, neigen wir dazu, wirklich böserartige Formen von Aggression aus unserem Bewusstsein zu eliminieren. Wir stellen die böserartigen Formen von Aggression so dar, als wären nicht *wir* deren Verursacher, oder wir stellen sie so dar, als wären sie *gerechtfertigt* und stünden *im Dienste des Guten*.

Da die Gewalt nicht mit dem Bösen gleichgesetzt werden kann, entwickelt sich um die Gewalt herum eine höchst kreative, aber auch perverse Moralisierung. Die Gewalt wird eingebunden in ein Netz moralischer Rechtfertigung und Pseudorechtfertigung, eingeschlossen und unsichtbar gemacht in einem Kokon von Heuchelei und Verstellung. Niemand will böse sein, folglich präsentieren sich alle im Tarnkleid des Guten.

Das erschwert nicht nur die Analyse, sondern auch die Unterbindung gewalttätigen Verhaltens. Gerade in der Perspektive einer zunehmenden Intoleranz gegenüber Gewalt in unserer Gesellschaft ist mit einer verstärkten Tendenz zu rechnen, dass Menschen ihr Verhalten pseudorechtfertigen und als sozial angemessen darstellen. Das oft beklagte Unrechtsbewusstsein bei Jugendlichen ist wohl in diesem Lichte zu sehen. Gewalttätig und aggressiv – das sind immer die anderen. In dieser Abwehrhaltung gegenüber der eigenen Gewalt und Aggressionsbereitschaft liegt vielleicht die grösste Schwierigkeit, gegen die Gewalt in unserer Gesellschaft etwas zu tun.

Niemand ist ohne weiteres bereit zuzugeben, dass auch er oder sie gewalttätig oder gewaltbereit ist. Die grössten Brutalitäten auf dieser Welt werden im Zeichen einer pervertierten Moral vollzogen. Nur so, eingehüllt in das Gute, scheint das Böse überhaupt vollbracht werden zu können. Kriege sind Verteidigungskriege, Ohrfeigen stehen im Dienste der Erziehung, Polizeirazzien erfolgen zum Zwecke der „Säuberung“, Terror wird aus revolutionärer Überzeugung, d.h. zur Verbesserung menschlicher Verhältnisse, ausge-

übt, getötet wird im Namen der Humanität. So kaschieren die Menschen ihre Bösartigkeit und vermeiden es, mit sich selbst konfrontiert zu werden. Das Böse lässt sich fast immer so darstellen, als wäre es in guter Absicht vollbracht worden. Damit ist das Böse immer anderswo, bei den anderen, nicht bei einem selbst. Es gäbe vermutlich sehr viel weniger Aggressivität und Gewalt unter den Menschen, wenn wir nicht so sehr darauf bedacht wären, moralisch unversehrt dazustehen und unter allen Umständen eine moralisch weisse Weste zu tragen.

Ich möchte die Tendenz, sich moralisch von Gewalt zu entlasten, durch ein paar psychologische Mechanismen illustrieren, die zu diesem Zwecke eingesetzt werden (vgl. Bandura 1990).

(A) *Umdefinieren*. Gewalttätiges Verhalten lässt sich umdefinieren. Was böartig motiviert war, wird als gutartig oder legitim ausgegeben. Ein Angriff wird als Verteidigung dargestellt, ein Totschlag als Notwehr etc. Dem schuldhaften Verhalten wird der Anschein der Rechtschaffenheit verliehen. Ein geradezu perverses Beispiel dieser Methode gibt Heinrich Himmler, der anlässlich einer Rede auf einer SS-Gruppenführertagung sagte: „Von Euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn hundert Leichen beisammen liegen, wenn fünfhundert da liegen oder wenn tausend da liegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht“ (Himmler, zit. nach Hofer 1978, S. 114). Das Morden wird zur Sache des Anstands, das Töten zu einer Frage der Moral!

Dazu noch ein anderes, alltäglicheres Beispiel. Eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern wurde aufgefordert, sich zum Thema Gewalt zu äussern. Dabei sagte der 16jährige Oliver das folgende: „Ich kann mit gutem Gewissen sagen, dass ich nicht gewalttätig bin. Sicher habe ich auch schon ein paarmal zugeschlagen, aber das stets mit einem guten Grund“ (zit. nach „Schule und Elternhaus“, Nr. 2, 1992, S. 6). Zuzuschlagen, wenn man einen „guten Grund“ hat, macht kein schlechtes Gewissen und ist folglich moralisch ohne Bedeutung.

Zum Bereich des Umdefinierens gehören auch sprachliche Manipulationen. Man kann Kriegswerkzeuge und andere Instrumente der Gewalt so benennen, dass deren aggressive Komponente verschwindet. Das ist etwa dann der Fall, wenn ein Kampfflugzeug als „Friedenstaube“ bezeichnet wird oder wenn das Kriegsministerium „Verteidigungsministerium“ heisst. Sie kennen vielleicht den Roman „1984“ von George Orwell. Dort gibt es ein „Wahrheitsministerium“. Auf der Front dieses Ministeriums sind die Wahlsprüche der Partei eingemeisselt: „Krieg bedeutet Frieden – Freiheit ist Sklaverei –

Unwissenheit ist Stärke“. Mit solchen Umbenennungen kann eine sprachliche Gewöhnung an Aggressionen stattfinden.

(B) *Vorteilhaftes Vergleichen*. Aggressives Verhalten kann durch vorteilhafte Vergleiche bagatellisiert werden. Man kann sich dadurch moralisch selbst entlasten, dass man die eigenen schlechten Taten mit noch schlimmeren Beispielen vergleicht. Wenn es andere gibt, die noch Schrecklicheres tun, dann kann es mit dem, was man selbst getan hat, nicht so weit her sein. Man vergleicht die Nazi-Greuel mit den Greueln der Stalin-Ära und findet sich weniger schlimm als die anderen. Wenn die andern auch Waffengeschäfte machen, die Luft verschmutzen oder vom Heft des Nachbarn abschreiben, dann kann es nicht wirklich schlimm sein mit dem, was man selber tut. Durch vorteilhafte Vergleiche wird das Verhalten positiv umgedeutet, ohne dass man etwas verheimlichen oder die persönliche Verantwortung leugnen muss.

(C) *Verleugnen oder Verharmlosen der Auswirkungen*. Moralische Selbstentwertung lässt sich vermeiden, wenn man sich ein falsches Bild von den Konsequenzen seines Handelns macht. Wenn wir uns um die Auswirkungen unseres Verhaltens nicht kümmern, dann brauchen wir auch kein schlechtes Gewissen zu haben. Man kann die Schmerzhaftigkeit der Folgen seines Verhaltens bagatellisieren. Man kann bestreiten, dass Effekte überhaupt eingetreten sind oder negativ waren. Man entlastet sich, indem man behauptet, dass die erteilte Ohrfeige oder der Klaps auf den Hintern gar nicht weh getan haben. Die andere Person ist wehleidig oder simuliert. Etc. Die Verleugnung der Folgen des Handelns gehört ebenfalls zur Strategie der Nazis. Die „Auschwitz-Lüge“ ist ein Beispiel dafür, wie die Folgen des eigenen Tuns verharmlost oder geleugnet werden.

(D) *Abschieben der Verantwortung*. Eine andere Methode, sich vor moralischer Kritik zu schützen, besteht darin, die Verantwortung für das eigene Verhalten abzuschieben. Man ist nicht selber schuld, man hat nur seine Pflicht getan; schuld sind die anderen: die Auftraggeber oder die Vorgesetzten. Eichmann hat während seines Prozesses in Jerusalem als Rechtfertigung für sein Verhalten ausschliesslich das Argument der Pflicht verwendet (Arendt 1963, S. 173, 184f.). Die Verantwortung für das Böse, das man tut, wird an eine Autorität abgeschoben. Man beruft sich auf seinen Status als Befehlsempfänger. Man hat seine Pflicht getan und glaubt damit sogar, moralisch korrekt vorgegangen zu sein. Ein anderes Beispiel gibt das Massaker von My Lai während des Vietnam-Kriegs. Als der amerikanische Leutnant, der das Massaker an der Bevölkerung von My Lai veranlasst hatte, befragt wurde, antwortete er, offenbar ohne jegliche Gewissensbisse: „Das war

mein Befehl, Sir, das war der Tagesbefehl, Sir. Es waren lauter Feinde, sie sollten vernichtet werden“.

(E) *Entmenschlichung des Opfers*. Eine häufige und wirksame Strategie zur Abwendung von Schuld ist die Entmenschlichung des Opfers. Wenn die Aggression gegen ein Opfer gerichtet ist, das sich nicht als menschlich herausstellt, dann scheint sie entschuldigbar zu sein. So werden Kriege gegen „Ungeziefer“, „Barbaren“, „Schweine“ und anderes geführt. Der Gegner ist „entartet“, das Feld muss „gesäubert“ werden. Das Wort „Säuberung“ ermöglicht es, eine verwerfliche Tat als löbliche darzustellen und ist damit auch ein Beispiel für Umbenennung. Auch die Elimination eines „Krebsgeschwürs“ als Kriegsziel gehört hierher. Vergleichbares gilt, wenn Menschen im Militärjargon „weiche Ziele“ genannt werden oder wenn die Abschiebung von Asylbewerbern eine „aufenthaltsbeendende Massnahme“ genannt wird (vgl. „Neue Zürcher Zeitung“ 9.2.1993, S. 11). Die Entmenschlichung des Opfers ermöglicht es, grausam zu sein, ohne moralische Skrupel zu empfinden.

(F) *Beschuldigung des Opfers*. Statt das Opfer zu entmenschlichen, kann man sich vor moralischer Selbstentwertung auch dadurch schützen, dass man ihm die Schuld für sein Schicksal zuschreibt. Man stellt die Situation so dar, als wäre man zur Aggression provoziert worden. Aggressive oder gewaltsame Interaktionen beruhen in der Regel auf einer Reihe von reziprok eskalierenden Handlungen, an denen das Opfer meist irgendeine Form von Mitschuld trägt. Aus der Ursachenkette lässt sich irgendein Abwehrakt des Gegners auswählen und zum ursprünglichen Anlass erklären. Der Täter stellt den Eskalationsprozess so dar, als habe er selbst nur reaktiv gehandelt. Er macht dem Opfer den Vorwurf, es hätte sich sein Schicksal selbst zuzuschreiben. Angefangen hat der andere. Selber hat man sich nur verteidigt. Wenn man dem anderen die Schuld zuschreibt, so erscheint das eigene Verhalten als entschuldigend. Der andere hat es sogar verdient, wenn er schlecht behandelt worden ist. Auf jeden Fall hat er sein Leiden selbst verschuldet.

Diese sechs Mechanismen ermöglichen es, dass eine verwerfliche Handlung entweder moralisiert wird und damit als legitim erscheint oder dass sie aus dem Bereich der Moral ausgegrenzt wird und damit als neutral erscheint. In jedem Fall braucht sich der Täter hinsichtlich seines Handelns keine moralischen Skrupel zu machen.

Die Mechanismen ermöglichen es auch, das moralische Empfinden unter Kontrolle zu halten. Man kann seine Gewalttätigkeit von seinen moralischen Gefühlen abspalten. Dazu möchte ich Ihnen die folgende Illustration geben. Es geht um Sarajewo. Sie wissen um das Schicksal dieser Stadt. In der Stadt

war auch ein Zoo. Seit der Belagerung der Stadt konnten die Tiere nicht mehr gefüttert werden und starben eins ums andere den Hungertod. Irritiert hat mich die Äusserung eines bosnischen Militärpolizisten, der in einer Zeitungsmeldung zitiert wird. Dieser ist in der Nachbarschaft des Zoos geboren worden. Sein Leben lang sei er hierher gekommen, sagte er. Helfen würde er gerne, aber es sei gefährlich. Dann bemerkte er, dass er den Punkt erreicht habe, wo er mehr Mitleid für die Tiere als für die Menschen fühle. „Jeden Tag sehe ich Verletzte und Tote. Sehen Sie, hier, das Blut auf meiner Uniform. Es lässt sich nicht mehr auswaschen. Aber neulich sah ich einen verwundeten Hund. Wissen Sie, das hat mich wirklich getroffen“ (zit. nach „Tages Anzeiger“ 16.10.1992, S. 64). Die Gefühle des Soldaten spielen nur noch gegenüber den Tieren, aber nicht mehr gegenüber den Menschen. Der Krieg ist zum blossen Instrument geworden, um ein Ziel zu erreichen, das nicht im Krieg selbst, sondern in der Verteidigung oder gar im Frieden liegt. Das Ziel ist legitim, folglich kann das damit verbundene Töten nicht unmoralisch sein. Ein moralisches Empfinden gegenüber dem Gegner gibt es nicht. Die Tiere jedoch, die unschuldig sterben, erwecken das Gefühl des Mitleids. So wird die Moral nicht nur dazu verwendet, um das Böse ins Licht des Guten zu rücken. Das Böse wird auch abgespalten, vom moralischen Empfinden ferngehalten.

(3) Ich habe diese Mechanismen der moralischen Selbstentlastung deshalb etwas ausführlicher diskutiert, weil ich glaube, dass das Problem der menschlichen Aggressivität und Gewaltbereitschaft nicht in unserem biologischen Erbe liegt, sondern in dem, was uns von den Tieren gerade unterscheidet: in unserem Verstand. Wenn wir nach den Ursachen von Gewalt fragen, dann müssen wir hier suchen: in unserem Umgang mit uns selbst. Dieser Umgang wird beherrscht von einem geradezu unstillbaren Bedürfnis nach einer „weissen Weste“. Meines Erachtens konzentriert sich die Aggressionsforschung etwas allzu einseitig auf die *Entstehung* von aggressivem Verhalten. Doch die Entstehung von Aggressionen ist nicht schwer zu erklären. Aggressionen lernt man leicht. Aggressionen können durch eine Vielzahl von Ereignissen ausgelöst werden: durch Ärger, durch Frustration, durch Deprivation, durch Schmerzen, durch Stress, durch Belästigung, durch ungerechtfertigte Behandlung, durch situative Hinweise (wie Waffen, zerstörte Gebäude oder ähnliches), durch Beobachtung von Vorbildern etc. Gewalt fasziniert auch (in einer ereignisarmen Gesellschaft), und mittels Gewalt verschafft man sich auf leichte Art Einfluss und Macht.

Problematisch ist daher nicht die Entstehung von Aggressionen, sondern deren Verfestigung zu Aggressivität, das heisst zu einem stabilen Motivsystem. Dabei spielen die Mechanismen der moralischen Selbstrechtfertigung,

die wir diskutiert haben, eine zentrale Rolle. Wenn man die Gewalt, die man ausübt, nicht als illegitim anerkennt, sondern als legitim pseudorechtfertigt, dann trägt man dazu bei, in sich selbst ein aggressives Potential aufzubauen und zu verfestigen. Gefährlich ist daher auch nicht die spontane Aggression, sondern die kalkulierte, in der Persönlichkeit des Individuums bzw. in seiner Vernunft verankerte Aggressivität.

III.

Damit komme ich zum dritten Teil meiner Ausführungen: zu einigen Bemerkungen zu dem, was wir tun können.

(1) Zunächst sollten wir zur *richtigen Einstellung* gegenüber dem Problem der Gewalt finden. Mit dem Problem der Gewalt verhält es sich ähnlich wie mit dem Drogenproblem: Wir denken zu eng. Wir neigen dazu, das Problem so zu definieren, wie es uns ins Auge springt. Als Phänomen erscheint die Gewalt eingegrenzt auf ihre sozial auffällige Seite. Isoliert von ihrer nicht-auffälligen Seite, machen wir uns daran, die Gewalt als Problem zu behandeln. Wir klammern den legalen Bereich aus unserer Problemwahrnehmung aus und orientieren die Problembewältigung am illegalen Bereich – so im Falle der Drogen, so auch im Falle der Gewalt. Dabei übersehen wir, dass unsere Gesellschaft in einer nicht unwesentlichen Hinsicht auf Gewalt gebaut ist, Gewalt, die zwar normalerweise nicht sichtbar wird oder allenfalls nur symbolisch wahrgenommen wird (z.B. in Form von Uniformen), die legitim ist und daher auch nur selten in Frage gestellt wird. Da diese Gewalt strukturell in unsere Gesellschaft eingebaut ist, kann die Zielsetzung nicht sein, unsere Gesellschaft gewaltfrei zu machen. Eine gewaltfreie Gesellschaft in einem radikalen Sinn kann es wohl nicht gegen, zumindest auf absehbare Zeit nicht.

Wir sollten die Gewalt nicht als Problem betrachten, das gelöst – im Sinne von überwunden bzw. aufgelöst – werden kann. So schön Ideale wie eine Welt in Frieden, in Liebe und in Geschwisterlichkeit sind, so leicht führen sie zum Terror, wenn sie wörtlich genommen und zu unbedingten Handlungszielen gemacht werden. Damit sage ich natürlich nicht, dass wir nichts tun sollen. Nur meine ich, dass wir die Ziele richtig wählen sollten und nicht mit überheblichen Erwartungen die Frustrationsbereitschaft unserer Zeit strapazieren.

Frustration kann zu Aggression führen. Aggression kann aus der Frustration nicht-aggressiver Ziele entstehen. Wir wissen alle, dass Liebe in Gewalt

umschlagen kann. Beziehungsdelikte, deren Opfer meist Frauen sind, wurzeln in frustrierten Hoffnungen auf Gemeinsamkeit und Liebe. Ungewollt kann Gutes in Böses umschlagen. Deshalb meine ich, dass wir unsere Ziele so wählen sollten, dass wir nicht unverhofft zum Gegenteil dessen beitragen, was wir wollen. Unser Ziel kann nicht sein, Gewalt aus der Welt zu schaffen. Es gibt Formen von Gewalt, die zu unserem Menschsein und zu unseren politischen Institutionen unvermeidlich dazugehören.

(2) Mein zweiter Punkt betrifft die *Art von Massnahmen* gegen Gewalt, die wir treffen sollten. Es gibt nicht *eine* Massnahme oder *ein* Mittel gegen Gewalt, sondern nur ein Bündel von Massnahmen. Das folgt unmittelbar aus dem, was ich über die Formen von Gewalt gesagt habe. Das Phänomen Gewalt ist nicht einheitlich, sondern vielfältig. Also müssen auch die Massnahmen gegen Gewalt vielfältig sein.

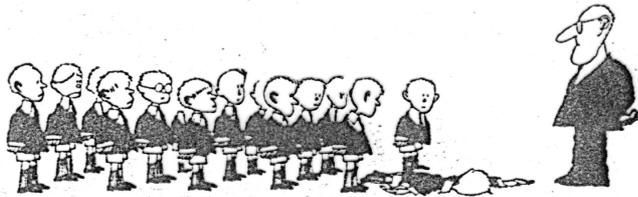
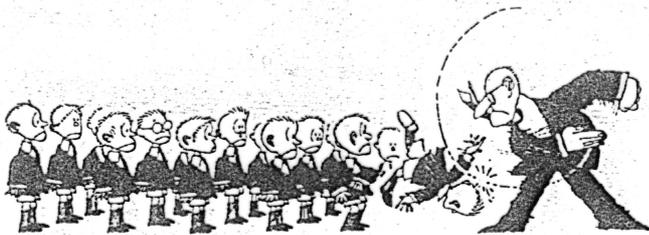
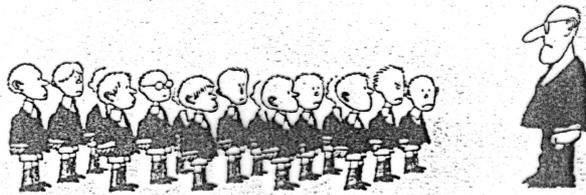
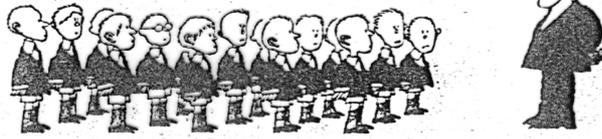
Leider haben die einfältigen Massnahmen in jüngster Zeit wieder Konjunktur. Der Ruf nach mehr Gefängnissen, schnelleren Verfahren, mehr Vollmachten für die Polizei, lebenslänglicher Verwahrung, Einführung der Todesstrafe, Legalisierung der Prügelstrafe, Zwangsentzug von Süchtigen, Verboten im Medienbereich etc. wird laut. Die Devise lautet: *Der Gewalt soll mit Gewalt begegnet werden.*

Dazu ein Beispiel. Mit Bezug auf die Situation in den USA äusserte sich der ehemalige Bürgermeister von New York, Ed Koch, vor kurzem in folgender Weise: „Das Problem ist, dass es gleichsam unterhalb der Todesstrafe keine angemessene [sic] Form der Strafe gibt“ („Tages Anzeiger“ 7.5.1994, S. 2). Das Problem der Gewaltkriminalität, das in den USA gross ist, wird auf den einfachen Nenner fehlender Strafformen gebracht. Koch plädiert, um die „Lücke“ unterhalb der Todesstrafe zu füllen, für die Wiedereinführung der Prügelstrafe. „Ich bin sicher, dass die Angst vor der Prügelstrafe Menschen von Straftaten abhalten wird, die sie jetzt ohne Scheu begehen“ (ebd.).

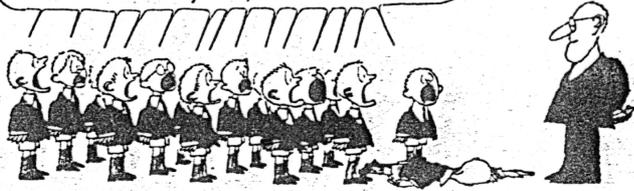
Die Gewalt ist vielleicht das einfachste Mittel, das uns Menschen gegeben ist, um Probleme zu lösen. Sie hat sich seit Jahrhunderten „bewährt“. Machiavelli schrieb in seinem „Fürsten“, dass es zwei Arten gebe, sich durchzusetzen: mit den Gesetzen oder mit Gewalt. Mit Gewalt wird Politik gemacht, werden Verhöre geführt, Kinder erzogen, die Welt verbessert etc. Doch die Paradoxie, mittels Gewalt die Gewalt loswerden zu wollen, entlarvt sich selbst. Wer Gewalt anwendet, um sein Ziel zu erreichen, mag in vieler Hinsicht Erfolg haben, nur nicht in der, etwas gegen die Gewalt zu erreichen. Der folgende Cartoon von Quino bedarf m.E. keines Kommentars:

QUINO

Erziehung wirkt am besten durch... ?



Durch das Beispiel, Herr Lehrer!



Wenn wir nach Massnahmen gegen die Gewalt suchen, dann verbietet sich die einfachste Massnahme, nämlich diejenige, die Gewalt als Mittel gegen die Gewalt einzusetzen.

Doch welche Massnahmen sind zu treffen? Aus verständlichen Gründen kann ich hier lediglich ein paar ausgewählte Empfehlungen geben. Ich wähle drei Bereiche aus: uns selbst, die Gesellschaft und die Erziehung.

1. Beginnen wir mit uns selbst. Was nützt ist m.E. eine *Enttabuisierung der Gewalt*. Was ich zu beobachten vermeine, ist eine Intoleranz gegenüber illegitimer Gewalt, die auf fatale Weise einhergeht mit einer Tabuisierung der Gewalt. Mit einem Tabu wird etwas belegt, das nicht berührt werden darf. Tabus darf man nicht anfassen. Tabuisierung bedeutet folglich Ausschluss und Ausgrenzung. Was die Gewalt anbelangt, so ist es wahr: wir *sprechen* über Gewalt. Insofern grenzen wir die Gewalt nicht aus. Wir versammeln uns sogar zu Vorträgen über Gewalt. Aber die Gewalt, die wir meinen, ist die Gewalt der anderen. Hier funktioniert bereits einer der erwähnten Mechanismen der moralischen Selbstentlastung: Aggressiv sind die anderen. Wir tabuisieren damit unsere eigene Gewalt und unsere eigene Aggressionsbereitschaft. Die Mittel, die wir dabei verwenden, habe ich aufgezählt: Umbenennen der Tat, Vorteilhaftes Vergleichen, Abschieben der Verantwortung, Entmenschlichung des Opfers etc. (vgl. Teil II). Mit Tabuisierung von Gewalt meine ich also: Ausgrenzung unserer eigenen Gewalt. Enttabuisierung wäre dementsprechend das Zugeständnis, dass auch *wir* Aggressionen haben, dass auch *wir* gewalttätig sein können. Dabei braucht die Aggression, die wir haben oder ausüben, nicht skandalös zu sein. Aggression kann auch darin bestehen, dass wir andere auslachen oder ausgrenzen, dass wir ihnen keine Hilfe leisten, wo sie darauf angewiesen wären, dass wir ihnen ungerechtfertigte Vorwürfe oder Schuldgefühle machen etc.

Enttabuisierung der eigenen Gewalt muss daher einhergehen mit der Entskandalisierung der Gewalt der anderen. Indem wir die Gewalt der anderen skandalisieren – zum Beispiel die Gewalt von Jugendlichen –, vermögen wir die eigene Gewalt umso leichter zu tabuisieren. Wir sollten die Gewalt in unserer Gesellschaft aber nicht als Skandal bearbeiten. Denn erst wenn wir aufhören, die anderen anzuklagen, werden wir sehen, dass wir selbst so unschuldig nicht sind, wie wir gerne glauben.

Die Enttabuisierung der eigenen Aggressionen gilt im übrigen gerade auch in der Erziehung. Kindesmisshandlung ist zu einem grossen Teil eine Folge von falschen Erwartungen der Eltern an sich selbst (vgl. Teil I): Mütter und Väter glauben, die aggressiven Gefühle, die die Kinder bei ihnen wecken, ausgrenzen zu müssen, da sich diese Gefühle vermeintlich nicht gehören. So

halten sie krampfhaft an einem falschen Ideal perfekter Mütterlichkeit oder Väterlichkeit fest, bis es zum Äussersten kommt und die feindseligen Gefühle ihrer Kontrolle entgleiten.

2. Eine zweite Empfehlung betrifft unsere *Gesellschaft*. Zwar ist unsere Gesellschaft in langfristiger Perspektive gewaltfreier geworden (vgl. Teil I). Doch gilt dies nur, wenn wir die beiden Weltkriege und den Holocaust vernachlässigen. Beziehen wir die massenhafte Vernichtung von Juden und anderen Minderheiten in unsere Überlegungen mit ein – und um nicht ein weiteres Tabu zu errichten, müssen wir dies tun –, dann sieht es anders aus. Ich glaube nicht, dass das Böse – und hier scheint mir das Wort richtig verwendet zu werden –, das zur Zeit der Nazis vollbracht wurde, ein Missgeschick der Geschichte war, ein Ausrutscher des Zivilisationsprozesses, ein Betriebsunfall der Moderne, den wir den Schwächen unseres Gedächtnisses überlassen dürfen. Das Gute im Menschen ist nicht das Ergebnis seiner Zivilisierung und Modernisierung, während das Böse tierisches Erbe ist. Auch das Böse ist unser eigenes Verdienst.

In diesem Sinne trägt der Holocaust die Zeichen des technologischen Fortschritts. Als Zielsetzung war die „Endlösung“ dank technischer Effizienz und bürokratischer Planung möglich geworden. Die massenhafte Vernichtung von Menschen ist an die Voraussetzung der Industriegesellschaft gebunden. Die meisten Täter der Nazi-Greuel töteten nicht selber, sondern arbeiteten an Erlassen, Dokumenten und Schriftstücken. Sie waren Teil eines bürokratischen Systems, das erst als Ganzes der Vernichtung von Menschen diente. Die Bürokratie ermöglicht eine Trennung zwischen der lokalen Tätigkeit und dem Zweck, in den die Tätigkeit eingebunden ist. Bürokratisches Handeln ist technisches (operatives) Handeln, das unabhängig von Fragen der Zielsetzung vollzogen werden kann. Die Funktionäre des Nazi-Systems konnten ein „gutes“ Gewissen haben, da sie sich um die Folgen ihres Tuns nicht zu kümmern brauchten. Zwischen Moral und Gewalt hatte sich eine Art Keil geschoben wie beim bosnischen Militärpolizisten zwischen dem Töten von Menschen und dem Mitleid für Tiere. Darin liegt das wirklich Beunruhigende jeder bürokratischen Organisation. Die Spaltung von Moral und Gewalt ist als latente Gefahr konstitutiv mit unserer Gesellschaft verbunden.

Daraus folgt, dass wir für gesellschaftliche und politische Strukturen sorgen müssen, die dergleichen verunmöglichen. Die Gefahr eines erneuten Holocaust geht nicht unbedingt von Äusserungen der Fremdenfeindlichkeit aus, auch wenn diese für sich genommen schlimm genug sein können. Die Gefahr liegt eher im Stillen, dort wo der Fremdenhass zu einem *politischen*

Programm wird und sich der Gewaltmittel und der Bürokratie des *Staates* bedient. Kontrolle der staatlichen Macht durch die Gesellschaft und Abbau staatlicher Monopole sind daher wichtige gesellschaftspolitische Massnahmen zur Verhinderung eines erneuten Holocaust. Wie Zygmunt Bauman, ein polnisch-britischer Soziologe, schreibt, ist der Pluralismus „die beste Prophylaxe dagegen, dass unbescholtene Menschen sich zu moralisch verwerflichem Handeln bereitfinden“. Etwas provokativ könnte man sagen: Der Holocaust war das Ergebnis nicht eines *Zuwenig*, sondern eines *Zuviel* an (bürokratischer) Ordnung.

3. Meine dritte Empfehlung betrifft den Bereich der *Erziehung*. Was die Erziehung anbelangt, bin ich eher skeptisch gegenüber *spezifischen* Massnahmen gegen die Gewalt. Es gibt sicher einige Massnahmen, die etwa an unseren Schulen spezifisch mit Blick auf die Prävention von Gewalt zu treffen sind. Ansonsten glaube ich aber, dass die beste Massnahme gegen die Gewalt von Kindern und Jugendlichen in einer „richtigen“ Erziehung liegt. Dazu gehört, die Kinder und Jugendlichen ernst zu nehmen, sie in ihrer individuellen Eigenart anzuerkennen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Einander ernst nehmen, sich gegenseitig anerkennen und sich miteinander auseinandersetzen: Wo dies geschieht – egal, ob in der Familie oder in der Schule –, ist schon viel getan zur Prävention von Gewalt in unserer Gesellschaft.

Vielleicht ist die Anerkennung das wichtigste „Mittel“ gegen das Aufkommen einer Kultur der Gewalt. Anerkennung bedeutet, den anderen und die andere als Menschen ernst nehmen, das heisst nicht selektiv seine oder ihre Vorzüge und Nachteile bilanzieren und erst dann auf ihn oder sie eingehen. Anerkennung bedeutet, das Gegenüber in seiner Menschlichkeit annehmen, ohne Erwartungen auf Gewinn oder Verlust, allerdings mit dem Anspruch auf Gegenseitigkeit. *Gegenseitige Anerkennung* oder *Anerkennung in Gegenseitigkeit*, dies ist der moralische Halt einer Gesellschaft. Wenn dieser Halt stark genug ist, dann vermag die Gesellschaft der Erosion durch Gewalt zu widerstehen. Hier sehe ich die Aufgabe der Erziehung im Kampf gegen die Gewalt.

Daraus folgen durchaus konkrete, aber auch unangenehme Konsequenzen. Anerkennung bedeutet auch Anerkennung von *Differenz*. Andere sind eben anders als wir. Anerkennung kann nicht heissen, nur das anerkennen, was uns gemeinsam ist. Anerkennung umfasst auch Anerkennung des anderen, wo dieser von mir verschieden ist. Hier führt die pädagogische Argumentationslinie zur politischen zurück. Dabei tun wir uns jedoch schwer. Weder politisch noch kulturell sind wir darauf vorbereitet, andere (insbesondere

Angehörige von uns fremden Kulturen) in ihrer Andersartigkeit anzuerkennen.

Was die Schule anbelangt, so erweist sich die Doktrin der Assimilation als problematisch. Unsere Schulen sind immer mehr zu sozialen Zuweisungstellen geworden, wo sich entscheidet, welche Zukunftschancen einem zuteil werden. Diese Aufgabe ist der Schule zugewachsen, ohne dass sie ihre Verantwortung dafür gründlich bedacht und allfällige Ungerechtigkeiten ihrer Selektionspraxis ausgeräumt hätte. Es ist nicht abwegig, hinsichtlich der Schule von *struktureller Gewalt* zu sprechen, das heisst von einem Gewaltpotential, das in die Institution Schule eingebaut ist. Von der strukturellen Gewalt der Institution Schule sind vorwiegend Ausländerkinder betroffen. Den geringsten Erfolg haben in unserem Schulsystem Kinder südeuropäischer und türkischer Herkunft. Diese werden als Gruppe benachteiligt und gesellschaftlich missachtet. Die Missachtung der Eigenheiten eines anderen kann Gewalt auslösen. Die Verletzung unseres Stolzes, die Missachtung unserer Identität oder die Weigerung, uns in unserer Individualität anzuerkennen, dies alles sind starke Ursachen für die Entwicklung von Aggressivität.

Es ist kein Geheimnis, dass ein Teil der Gewalt an unseren Schulen von Ausländerkindern ausgeht. Wie die Kriminalstatistik zeigt, sind es insbesondere Jugendliche der zweiten Migrationsgeneration, die überproportional zu Straftaten neigen („Tages Anzeiger“ 20.11.1992, S. 2). Die Zukunftschancen dieser Kinder sind aufgrund ihrer schulischen Benachteiligung oft schlecht. Die zweite Generation von Ausländern, die zumeist hier geboren worden sind und ihre ganze Schulzeit bei uns absolviert haben, fällt zwischen Stuhl und Bank. Ihre Herkunftskultur wird nicht anerkannt, und unsere Kultur können sie sich nicht voll aneignen.

Die Probleme der Ausländerkinder an unseren Schulen sind als Beispiel gemeint, um das Argument der gegenseitigen Anerkennung zu illustrieren. Grundsätzlich gilt, dass die Anerkennung anderer Menschen nicht nur das Gemeinsame zwischen den Menschen beinhaltet, sondern auch die Differenzen. Die Anerkennung als moralisches und pädagogisches Prinzip ermöglicht auf diese Weise das Treffen von Massnahmen, die gewaltpräventiv wirken können.

Literaturverweise

Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung (1992): Kindesmisshandlungen in der Schweiz. Schlussbericht zuhanden des Vorstehers des Eidgenössischen Departements des Innern. Bern: Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale.

Arendt, H. (1963): Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil. New York : Viking Press.

Bandura, A. (1990): Mechanisms of Moral Disengagement. In: W. Reich (Ed.): Origins of Terrorism. Psychologies, Ideologies, Theologies, States of Mind. Cambridge: Cambridge University Press, S. 161-191.

Bauman, Z. (1992): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Eisner, M. (1993): Alltägliche Gewalt in Schweizer Städten. Bericht 51 des NFP „Stadt und Verkehr“. Zürich. Soziologisches Institut der Universität Zürich.

Fend, H. (1988): Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp.

Herzog, W. (1919): Das moralische Subjekt. Pädagogische Intuition und psychologische Theorie. Bern: Huber.

Herzog, W., Böni, E., Guldemann, J. & Schröder, I. (1994): Familiäre Erziehung, Fremdbetreuung und generatives Verhalten. Schlussbericht zuhanden des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, 2 Bde. Bern: Universität Bern, Abteilung Pädagogische Psychologie.

Hofer, W. (1978): Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945. Herausgegeben, eingeleitet und dargestellt von Walther Hofer. Frankfurt: Fischer.

Perrez, M., Ewert, U. & Moggi, F. (1991): Repräsentativstudie zum Bestrafungsverhalten von Erziehungsberechtigten in der Schweiz. Forschungsbericht. Freiburg: Psychologisches Institut der Universität Freiburg i.Ue.

Riehl, A. (1978): Wenn Mütter ihre Kinder töten: In: Psychologie Heute, Heft 5, S. 20-25.

Schneider, H. J. (1991): Gewalt in der Schule. Eine kriminologische Studie. In: Kriminalistik (45), S. 15-24.

Wiese, A. (1993): Mütter, die töten. Psychoanalytische Erkenntnis und forensische Wahrheit. München: Wilhelm Fink.

© Prof. Dr. W. Herzog
Institut für Pädagogik
Abteilung Pädagogische Psychologie
Muesmattstrasse 27
3012 Bern

20. Februar 1995

Anhang

Formen von Gewalt

